

«Das Leben ist so sonderbar, so grausam, ungerecht und so schön»

Von Rudolf Burger

Er sei gerne Clown, sagt Pic, aber er sei keiner mit grossen Schuhen und einer roten Nase.



Pic im Jahr 2007 an einer Ausstellung in St. Gallen, die seinen Bildern gewidmet war.

Bild: Keystone

Pic

Pic, Jahrgang 1949, ist als Richard Hirzel in Kreuzlingen geboren und in St. Gallen aufgewachsen. Er absolvierte das Lehrerseminar in Rorschach und hatte schon bald erste Auftritte als Clown.

Von 1972 bis 1974 studierte er an der «Ecole international de théâtre» von Jacques Lecoq in

Pic, Sie sind der Clown mit den grossen Seifenblasen. Wie ist das gekommen?

In einer Französischstunde im Lehrerseminar Rorschach war es uns langweilig, und so haben wir Seifenblasen von hinten nach vorne geschickt. Die Sonne schien ins Schulzimmer, die Seifenblasen leuchteten wunderschön, und auf einmal war die Stunde ganz anders. Ich bin nach Hause gegangen und habe daraus eine Szene gemacht.

Paris. 1975 kreierte er mit Clown Pello den Volkszirkus Pic o Pello als Bürgerinitiative zur Erhaltung des Dammquartiers in St. Gallen. 1976 spielten die beiden im Volkszirkus gleichen Namens in Baden.

Danach trat Pic u. a. in Berlin, Köln, Nancy, Djibouti und Madagaskar auf. Es folgten u. a. Engagements im Zirkus Roncalli (1980–1982, 1986–1987, 2001–2002, 2006, 2008) und im Zirkus Knie (1983, 1991). Seit 2005 ist Pic mit dem Programm «Der Schlüssel» unterwegs, in dem er am nächsten Samstag, 23. März, auch im Casino-Theater Burgdorf gastiert.

Pic, der auch als Maler und Buchautor bekannt wurde, ist Vater einer Tochter. Er wohnt in St. Gallen.

Artikel zum Thema

«Ich muss mir treu bleiben»

Pic ersetzt bei Virgin D'Ambrosio

Bleichenbacher aus Rorschach hat herausgefunden, wie man grosse Seifenblasen produziert.

Sind die Seifenblasen seither immer ein Teil Ihrer Programme?

So ist es. Gerade in Deutschland kann ich fast nicht ohne diese Szene auskommen. Insofern teile ich das Schicksal mancher Sänger, die überall ihren einen Hit darbieten müssen. In meinem heutigen Programm «Der Schlüssel» sind die Seifenblasen quasi eine Zugabe, die sich aber direkt ans Programm anschliesst.

Stört es Sie manchmal, wenn Sie auf die Seifenblasen reduziert werden?

Wenn ich – was gelegentlich vorkommt – das Gefühl habe, gut gespielt zu haben, und die Leute trotzdem nur von den Seifenblasen reden, ist das schon etwas seltsam. Aber wie soll ich mich auch beklagen, wenn wenigstens etwas in Erinnerung bleibt?

Ein Utensil, auf das Sie auch nie verzichten, sind Masken, mit denen Sie verschiedene Figuren spielen.

Ein totes Gesicht lebendig zu machen, hat etwas Magisches. Für mich ist auch die Aussage spannend, dass der Mensch wandelbar ist: Man kann eine Figur auf eine Art spielen und sie mit dem gleichen Gesicht plötzlich ganz anders machen.

Auf Ihren Werbeplakaten heisst es nie «Clown Pic», sondern immer nur «Pic». Wollen Sie gar nicht unbedingt ein Clown sein?

Im Circus Roncalli und im Circus Knie war ich natürlich «Clown Pic». Ich bin gerne Clown, aber ich möchte die Leute nicht enttäuschen, die von einem Clown grosse Schuhe und eine rote Nase erwarten. Ich glaube, ich bin ein Clown im Sinn von Pierrot Lunaire, eine der verschiedenen

Und was sagte der Französischlehrer zu diesen Aktivitäten?

Komischerweise weiss ich nicht mehr genau, wie er reagiert hat. Am Anfang sah er die Seifenblasen wohl nicht, und dann war er selbstkritisch genug, um daraus keine grosse Sache zu machen.

Seit damals wissen Sie aber, was «Seifenblase» auf Französisch heisst?

«Bulle de savon». Die Entdeckung der Seifenblasen war für mich überwältigend. In einer ersten Szene in einem kleinen Theater habe ich dann mit kleinen Blasen gearbeitet. Das war eine Spielerei. Als ich dann wusste, wie ich grosse Seifenblasen produzieren konnte, habe ich sie zu Hause vom Balkon auf die Strasse fliegen lassen und mich versteckt, um zu schauen, wie die Leute reagierten – man kannte das damals ja überhaupt nicht.

Haben Sie lange experimentiert, bis grosse Seifenblasen gelangen?

Ja. Ich bin einem Chemiker zu Dank verpflichtet. Herr

Clownarten.

Ist das ein ruhiger Clown, einer, der ohne Radau auskommt.

Ja. Man macht ja das, was man kann und was einem gefällt. Ziel meines Clowns ist nicht das Verletzende, nicht das Denunzierende. Der Zuschauer soll sich selber in der Figur sehen und mitlachen.

«Klassische» Clowns, um sie so zu nennen, machen auf Schadenfreude, auf Streichspielen.

Das ist total so. Da geht es oft um Sexismus, Schadenfreude. August und der weisse Clown lassen sich gegenseitig die Hosen herunter. Das hat mir nie gefallen. Charlie Chaplin ist für mich ein grosses Vorbild, obwohl auch er in seinen Anfangszeiten aggressiv war. Aber bei ihm kam eine ganz andere, eine riesige Welt dazu.

Das Thema des Clowns sei das Scheitern, haben Sie einmal gesagt.

Der Clown überwindet Trauer. Das Leben ist so sonderbar, so grausam und ungerecht und so schön.

Sie haben Chaplin als Vorbild genannt. Heute sind Sie für den Nachwuchs selber ein Vorbild.

Ich finde es schön, wenn manchmal junge Leute vorbeikommen. Das gehört zu diesem Beruf, und ich helfe gerne, allerdings mache ich das nicht so wie in einer Schule. Ich sage das, obwohl mir einmal eine Professur am Orff-Institut in Salzburg angeboten worden ist.

«Professor Pic» – das hätte doch gut getönt.

Das wäre pensionsmässig beruhigend gewesen (lacht). Aber ich habe einen anderen Weg eingeschlagen.

Gab und gibt es neben Chaplin noch andere Vorbilder?

Sicher auch Grock. Er hat sein ganzes Leben lang an der gleichen Stunde Vorstellung gearbeitet, hat sie fortlaufend verfeinert und so auf den Punkt gebracht. An etwas dranbleiben, das dich durch das ganze Leben begleitet, und zu versuchen, dem Gleichen durch das Älterwerden eine andere Seite abzugewinnen – auch das ist eine Herausforderung.

Bekannt geworden sind Sie vor allem durch Ihr Engagement im Circus Roncalli.

Vorher habe ich allerdings dreimal einen Volkszirkus gemacht und zehn Jahre in Kleintheatern gespielt . . .

. . . aber Roncalli war der Höhepunkt.

Ja, da ging etwas Neues auf, plötzlich erschienen Fotos im «Spiegel» und im «Stern». Das hätte ich mir nicht einmal in den kühnsten Träumen vorstellen können. Mein Kollege Pello und ich haben acht Nummern bestritten und das Programm getragen. Ich wagte gar nicht hinzuschauen, wie das Publikum vor dem Zelt Schlange stand. Und dann gab es Samstagabend-Sendungen am deutschen Fernsehen, obwohl solche Gefässe für meine Arbeit eigentlich nicht geeignet sind.

Nach Roncalli kam der Circus Knie.

Knie war eine grosse Sache. Ich muss aber gestehen, dass ich vorher schon oft als Zuschauer im Knie gewesen war und die wahnsinnigen Leistungen bewundert, aber das Gefühl vermisst hatte. Ich war mir also nicht sicher, ob meine Nummer funktionieren würde. Damals war der Zirkus noch grösser, 3200 Plätze. Also besuchte ich nach der Anfrage von Freddy Knie eine Nachmittagsvorstellung in Arbon. Bei einer Trampolinnummer rutschte einem Mädchen ein Socken herunter, als sie zum Sprung ansetzte. Sie brach ab und zog sich die Socke hoch, was im Publikum einen Lacher provozierte. Da war ich mir sicher, dass auch meine Nummer ankommen würde.

Wie oft waren Sie mit dem Knie auf Tournee?

Zweimal. Der Knie ist der Traum eines Schweizer Komikers. Das Forum, das ein Zirkus bietet, ist phänomenal. Man lebt und arbeitet zusammen, wie in einer Stafette löst man sich ab. Das Zelt hat etwas Anarchistisches, es wird immer wieder auf- und abgebaut. Und ein guter Zirkus hat den Vorteil eines milieuübergreifenden Publikums, alle Schichten gehen hin.

Sie waren auch mehrmals in Afrika auf Tournee.

Als ich bei der Theaterschule Lecoq in Paris studierte, entstand ein Kontakt zum Centre culturelle français und die haben mich dann dreimal für eine Afrikatournee engagiert. Das war eine besondere Sache, die Schönheit, aber auch die Armut in Afrika. Mir stand der Mund offen, ich habe einen Kulturschock davongetragen.

Sind Sie auch Amerika aufgetreten?

Nein. Es gab mehrmals Anfragen vom Cirque du Soleil und vom Big Apple Circus, die mir leider zeitlich nie gepasst haben. Nach den Zirkustourneen war ich oft sehr müde und musste mich in mein Atelier in St. Gallen zurückziehen. Ich habe gemalt oder wie in den letzten Jahren viel geschrieben.

Wäre auch Schreiben für Sie ein Weg gewesen?

Nein, Schreiben ist nicht meine erste Begabung, auch wenn ich jetzt viel Freude daran habe. Mein erstes Buch handelte von Erinnerungen. Mein zweites war ein Dialog mit Dante Andrea Franzetti. Es war sehr animierend, die Gedanken eines Kollegen aufzunehmen und weiterzuspinnen.

«Das Bein ohne Mann» ist der Titel dieses Buches. Wovon handelt es?

Es ist ein Zwiegespräch zwischen dem Schriftsteller und mir. Titelgebend war eine tragikomische Geschichte von Dante, in der ein Bein amputiert wird und danach begraben werden soll.

In Ihrer Jugend hatten Sie noch ein ganz anderes Talent: Sie waren ein begabter Fussballer, bis Sie im Alter von 18 schwer verletzt wurden.

Ja, im Match gegen Bellinzona schlug einer so hart auf mein rechtes Knie, dass ich mit Fussball aufhören musste. Ich war sehr traurig. Seither habe ich Probleme mit meinem Knie, bin aber dankbar dafür, dass ich den Auftritt auf einer Bühne noch schaffe.

Hätten Sie sich auch vorstellen können, Profifussballer zu werden?

Wer hat diesen Traum als Bub nicht? Ich war ein leidenschaftlicher Fussballer.

Sind Sie Fussballfan geblieben und haben sich in dieser Woche das Spiel Barcelona -

Milan angeschaut?

Klar. Es ist ein Glück, dass uns diese Spiele nach Hause übertragen werden. Da ist man fast wirklich dabei. Früher waren Fussballer oft ein bisschen reaktionär, aber das hat sich bei den heutigen Jungen geändert.

Sie haben auch eine politische Ader. 1975 hat ein erster Zirkus, den Sie mitorganisiert haben, dazu beigetragen, dass das Dammquartier in St. Gallen nicht einer Schnellstrasse geopfert wurde. Deshalb gibt es jetzt auch den Pic-o-Pello-Platz.

Es war ein grosser Kampf, den wir 1975 geführt haben. Ich hatte in Paris das Strassentheaterfestival am Boulevard Montparnasse gesehen. Das gab es in der Schweiz nicht: Theater ohne Hemmschwelle. So etwas wollte ich zu Hause machen. Und dann war diese unsägliche Südtangente, die man gleich neben dem Kloster bauen wollte. Mir wurde bewusst, was mit diesem Platz und diesem Quartier geschehen würde. Heute entsorge ich auf dem Pic-o-Pello-Platz mein Altglas. Es hat einen Container dort.

2007 vor den Nationalratswahlen haben Sie sich als Wähler von Paul Rechsteiner geoutet.

Ich bin in keiner Partei, aber sympathisiere mit Rechsteiner.

Sie haben ihn dann bei den Ständeratswahlen 2011 unterstützt?

Ja. Seine Wahl war ein sensationeller Erfolg. Niemand hätte gedacht, dass das in St. Gallen möglich ist. Mich hat aber auch gefreut, dass er und Frau Keller-Sutter schon bald nach der Wahl einen gemeinsamen Vorstoss für den Ausbau der Bahninfrastruktur in der Ostschweiz lanciert haben.

Toni Brunner, einen fröhlichen und aufgestellten St. Galler Politiker, mögen Sie nicht?

Über ihn als Menschen kann ich nichts sagen, ich kenne ihn nicht persönlich. Aber ich habe einfach andere Ideen als er.

Ihre Ideen sind die Ideen der SP?

Auch für grüne Anliegen habe ich Sympathien. Ich halte es für ein grosses Problem, dass die Kluft zwischen Arm und Reich auseinanderdriftet, dass es – nicht nur in der Schweiz – Fremdenfeindlichkeit gibt. Und ich bin schockiert, dass in Deutschland wieder Jugendliche mit glatt rasierten Köpfen auftreten. Das ist unfassbar und deprimierend. Mich beschäftigen auch die ökologische Situation, unser Luxus, der Konsumrausch. Ich weiss aber auch, dass ich privilegiert bin, dass ich an dem arbeiten kann, was ich gerne mache, dass ich mir Geschichten ausdenken und sie umsetzen kann.

Sie haben den Kulturpreis der Stadt und auch jenen des Kantons St. Gallen erhalten. Was bedeuten Ihnen Auszeichnungen?

Sie haben mich gefreut, ich lebe ja hier. Und sie haben mir Freiraum verschafft: Der Preis der Stadt war mit 25'000 Franken dotiert, der des Kantons mit 30'000. Das sind schöne Summen.

Wie kommen Sie auf neue Ideen für Ihre Vorstellungen?

Durch Beobachtungen, Erlebnisse, durch Medien, Zeitungen. Auf die Szene mit einem Huhn im

Circus Roncalli und im Knie bin ich gekommen, nachdem ich einen Artikel im «Magazin» über Hühnerzucht gelesen hatte: 6000 Hühner werden in einer Halle zusammengepfercht, jedes Huhn hat so viel Platz wie ein Blatt Papier. Die Tiere werden sechs Wochen alt und dann: Kopf ab. Aus diesem Anstoss wurde eine «Hommage» an ein Huhn zum Ausgangspunkt einer Szene, die mir gefiel, besonders beim Roncalli, weil dort viele Clowns zusammen gespielt haben.

Wie viel müssen Sie für Ihre Auftritte noch üben?

Ich mache täglich meine Exerzitien. Ich habe ungefähr 6000 Vorstellungen hinter mir und spüre das, die Knochen zwicken. Deshalb mache ich immer wieder lange Pausen zwischen Vorstellungen. Jetzt liegt das Angebot auf dem Tisch, einen Monat in Berlin zu spielen. Ich weiss nicht, ob ich mich getraue.

Sie trainieren eine, zwei Stunden pro Tag?

«Trainieren» ist vielleicht schon fast das falsche Wort, ich mache meine Übungen, spiele Saxofon, bewege mich zu Musik und lese übungshalber laut vor, weil ich in meinen Nummern auch rede. Ausserdem bereite ich einen Abend vor, der «Komische Knochen» heisst: Ich sitze am Tisch, lese, stehe manchmal auf und spiele. Es ist eigentlich ein AHV-Programm ohne Hexenschuss-Gefahr, das ich auch in körperlich ramponierter Verfassung bestreiten kann. Wenn die Leute das und die kleinsten Seifenblasen der Welt akzeptieren, würde mich das sehr freuen.

Wann feiert «Komische Knochen» Premiere?

Im nächsten Frühling.

In St. Gallen?

Nein, irgendwo auf dem Land, nebenbei, unangekündigt.

Aus Angst vor der Kritik?

Nein. Bei mir dauert es immer lange, bis eine Nummer steht. Ich hoffe, ich mache mir keine Illusionen, aber ich glaube, meine Nummern werden mit der Zeit einfach besser. Man findet das richtige Timing, bei den Bewegungen, bei den Pointen.

Sie waren viel unterwegs und haben auf ein bürgerliches Leben verzichtet. Haben Sie das nie bereut?

Ich habe es nie anders gekannt, auch in meiner Familie gab es keine bürgerlichen Verhältnisse. Mein Vater war Kunstmaler, und ich hatte eine etwas dramatische Kindheit. Komik war in schwierigen Situationen sehr bald eine wichtige Lebenshilfe.

Wie steht es mit existenziellen Sorgen? Ihre Pensionskasse ist vermutlich nicht gerade gut bestückt.

Das stimmt. Aber das Finanzielle hat mich nie geängstigt, ich bin immer klargekommen und habe meinen Lebensstandard angepasst. Ich habe zum Beispiel in meinem ganzen Leben nie Werbung gemacht.

Nächstes Jahr profitieren Sie ja von der AHV.

Es scheint so. Meine Tochter, die Jus studiert, hat herausgefunden, dass ich sogar aus Deutschland

eine kleine Rente erhalten werde, 134 Euro im Monat.

Haben Sie Angst vor dem Alter?

Nein, es gibt ja immer noch Fussball, Lesen und Musik machen, das man auch dann tun kann, wenn einem die Knochen wehtun. Ich habe keine Angst vor dem Alter und vor dem Sterben, aber Angst vor dem Tod.

Sie halten es wohl mit Woody Allen, der zum Thema Tod sagte, er sei dagegen.

Das würde ich zu 100 Prozent unterschreiben. Ich habe gerade einen Film über den Gehirnforscher Eric Kandel gesehen, der als Bub vor den Nazis aus Wien flüchten musste. Nach dem Tod sei nichts, hat er gesagt, er denke gar nicht gerne daran.

Würden Sie zum Abschluss Ihrer Karriere gerne noch einmal im Zirkus auftreten?

Wenn ich das wüsste . . . Das ist eine Frage, die wir offenlassen müssen. (Der Bund)